



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Vierunddreißigster Jahresbericht 1965

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1966

ZG 69/12
4g

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Vierunddreißigster
Jahresbericht 1965

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheck-Konto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott, zum Bezug der Jahrgabe und zum freien Eintritt in die Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek Zürich.

WANDLUNGEN
IM GLAUBEN GOTTFRIED KELLERS

VORTRAG VON KURT GUGGENHEIM

ANLÄSSLICH DES HERBSTBOTTS
DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT
IM RATHAUS ZÜRICH AM 24. OKTOBER 1965

In den «Erinnerungen an Gottfried Keller», die in der Zeitschrift «Deutsche Dichtung» noch im Jahre von Kellers Tod, im Oktober 1890, vor 75 Jahren, erschienen, schrieb Conrad Ferdinand Meyer:

«Da ich einmal äußerte, religiöse Fragen hätten mir viel zu tun gegeben, rief er: ‚Und mir erst!‘ – ‚Die ewigen Dinge sind uns doch wohl unzugänglich‘, meinte ich. ‚Ich hätte einen Wunsch‘, fuhr ich fort, ‚wenn ich es sagen soll. Nichts ist inniger und verlockender als Ihre Vergänglichkeitslieder; sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber wohl doch eher ein Gefühl, ein Instinkt als ein erwiesener Satz. Und da liegt es mir nun doch nicht recht, daß Sie bei Ihrem ungeheueren Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit frei zu lassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammen stellen. Es wäre leicht zu helfen. Sie dürften nur diese süßen Stimmen als eben so viele durch die ganze Sammlung verteilen ...‘ Da brach ich ab, denn er machte ein mißmutiges Gesicht.»

Diese paar Sätze führen uns mitten in den Gegenstand hinein. Schon die beiden ersten sind aufschlußreich. Was auffällt, ist ihre Beiläufigkeit. Religiöse Fragen hätten ihm viel zu tun gegeben, äußert Meyer, «und mir erst!», antwortet Keller. Das ist der Teil eines Dialogs, der ebenso gut über ein anderes Thema hätte geführt werden können, etwa über die Dramatik oder über die Unterschlagungen eines Beamten. Sie verstehen, was ich damit ausdrücken will. Weder für Keller noch für Meyer war der Gottesglaube ein zentrales Thema. Es stand wohl auf der Stufe einer Weltanschauung, einer Erkenntnis, einer Erfahrung, einer Überlegung, es war etwas, was einem wohl «zu schaffen» machte, das man aber zeitweise dahingestellt sein, auf sich beruhen lassen konnte. Es gibt also auch Zeiten, wo es einen in Ruhe läßt, wo das religiöse Problem einfach nicht existent ist.

Im Weiterlesen erscheint dann Conrad Ferdinand Meyer als der Gläubige, als ein toleranter Gottesgläubiger, der jedoch besorgt ist, es möchte der Sterblichkeitsglaube, der in diesen Gedichten Gottfried Kellers sich ausdrückt, als Pamphlet angesehen werden, als atheistische Propaganda, wenn diese an sich so «süßen» Stimmen zu einem Glaubens- respektive Unglaubensbekenntnis zusammengestellt würden, dies angesichts des großen Einflusses, des hohen Ansehens, das der Dichter Gottfried Keller damals, zu Beginn der achtziger Jahre, zu Beginn des siebenten Jahrzehnts seines Lebens, genoß.

Mit dieser Besorgnis hatte Conrad Ferdinand Meyer nicht so unrecht. Der Berliner Gymnasialprofessor Paul Nerrlich, der den «Grünen Hein-

rich» und Gedichte Kellers besprochen hatte, schrieb an den Dichter: «Ich würde, wenn mich nichts gehindert hätte, vor allem unser Jahrhundert als das Ende des Christentums und das Aufblühen der neuen Weltanschauung, welche in dem Satze gipfelt ‚Der Mensch ist Gott‘, gepriesen haben. Ich würde dann hervorgehoben haben, daß unter allen Dichtern unserer Zeit kein einziger mit Ihnen sich messen kann, weil Sie allein der geniale Dichter *dieser* Weltanschauung sind ...»

So mißverständlich, verzerrt und übertrieben eine solche Beurteilung Kellers auch sein mag, so gibt sie doch eine Vorstellung von dem Bild, das sich viele Zeitgenossen von dem berühmten Zürcher Dichter machten.

Die Gedichte, die Meyer über die ganze lyrische Sammlung hin verteilt wissen wollte, sind unter dem Titel «Sonnwende und Entsagen» in den «Gesammelten Gedichten» zusammengefaßt. Man müßte sie alle zitieren, um den kurzen Dialog in Meyers «Erinnerungen» voll aususchöpfen. Nur so würde sichtbar, welche Bedeutung der Sterblichkeitsglaube, der Unglaube, für den dem Nichts zustrebenden Dichter haben mußte.

Wir wädhnten lange recht zu leben
Doch fingen wir es t6rlicht an;
Die Tage ließen wir entschweben
Und dachten nicht ans End' der Bahn!

Nun haben wir das Blatt gewendet
Und frisch dem Tod ins Aug' geschaut;
Kein ungewisses Ziel mehr blendet,
Doch grüner scheint uns Busch und Kraut!

Und wärmer ward's in unsern Herzen,
Es zeugt's der froh gewordne Mund;
Doch unsern Liedern, unsern Scherzen
Liegt auch des Scheidens Ernst zu Grund!

Die Jugend geudet mit ihrer Kraft, sie verschwendet ihre Zeit; trotzig begnügt sie sich mit dem Jetzt, dem Da-Sein, mit dem Diesseits. Das ist keine Lästerung, das ist einfach der Ausdruck ihrer Gesundheit, ihres Unvermögens, sich vorzustellen, daß dieser Vorrat an Lebenslust, Lebensfreude, Lebengier je zur Neige gehen könnte. Jugend kennt keine Tugend, also auch keine Sünde, keine Reue. Diese Begleiter stellen sich erst später ein. Die erste Strophe zeigt das Ende dieser Zeit an, die «t6rlicht» verbraucht wurde.

Wir verstehen Conrad Ferdinand Meyers Ausdruck von den «süßen Stimmen», weil in diesen Versen die Kellersche «Grundtrauer», ohne die es keine echte Freude gibt, wie er einmal geschrieben hat, hindurchschimmert. Je mehr man sich in diese Gedichte der Entsagung, des Verzichts versenkt, um so deutlicher spürt man aber auch, daß Trauer und Resignation noch nicht die endgültigen Bezeichnungen für den Seelenzustand des Dichters bleiben können.

Im Gedicht «Ich hab' in kalten Wintertagen», dem ersten der Abteilung «Sonnwende und Entsagen», lautet die letzte Strophe:

Nun erst versteh' ich, die da blühet
O Lilie, deinen stillen Gruß:
Ich weiß wie sehr das Herz euch glühet
Daß ich wie du vergehen muß! –

In den «Neueren Gedichten» war noch eine weitere beigefügt:

Zu glühn, zu blühn und ganz zu leben
Das lehret euer Duft und Schein,
Und willig dich dann hinzugeben
Dem ewigen Nimmerwiedersein!

Die Einmaligkeit des menschlichen Daseins, die Unumkehrbarkeit alles Geschehens, die Unaufhaltsamkeit des Ablaufs sind tragisch. Die Möglichkeit, unter solcher Erkenntnis zu leben, besteht zu jener Zeit für Gottfried Keller im gelassenen Mut, dem Tod ins Auge zu schauen. Die «Fahrenden Schüler»:

Glauben nichts als was wir sehen
Und mit unsern Sinnen greifen

Der Dichter hat:

Ganz aus dem Sinne dich geschlagen
O Trugbild der Unsterblichkeit.

In «dunkler, hoffnungsarmer Zeit» geschrieben, drücken diese Verse deshalb viel mehr aus als bloße Trauer. Es wohnt ihnen Verzweiflung inne, Tragik. Der Dichter sieht einen einzigen Ausweg. 1851, dreißig Jahre früher schon, hatte Keller an Wilhelm Baumgartner geschrieben, die Welt sei nach der Erkenntnis von ihrer Vergänglichkeit «unendlich schöner und tiefer geworden», das Leben «wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher ...» Das Bewußtsein und der Mut, die vergängliche

Schönheit des Lebens anzunehmen, die heroische Haltung gegenüber der Einmaligkeit des bewußten Augenblicks, sind dieser Ausweg. Das ist unbezweifelbarer Atheismus. Nichts besteht als der Augenblick und seine tragische Schönheit. Man könnte auch sagen, es sei eine künstlerische, eine ästhetische Weltanschauung.

Keller hat von etwas Abschied genommen, auf ewig: von der Ewigkeit. Die Einmaligkeit und die Schönheit eines nie wiederkehrenden Lebens gleicht dem Schein eines längst erloschenen Sterns, der unser Auge noch erreicht. Alles ist nur ein Aufblitzen, von unendlich schmerzlicher Schönheit, ohne Hoffnung auf Dauer und Wiederkehr. Alles ist vergänglich und einmalig. Zum Glauben, daß die Schönheit wie die Wahrheit und das Gute absoluten, göttlichen Ursprungs seien, bekannte sich Keller nicht.

Wenn man fragt, wie es bei Gottfried Keller zu dieser Weltanschauung gekommen sei, kommt einem wie von selbst der Name Feuerbach auf die Lippen. Man erinnert sich des großen Ereignisses, das dem in Heidelberg sich aufhaltenden, dreißigjährigen Keller die Begegnung mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach bedeutete. Die Briefe an den Freund Wilhelm Baumgartner, Gedichte aus jener Zeit, viele Seiten des «Grünen Heinrich» bezeugen den Wandel. Emil Ermatinger spricht in seiner Biographie von dem doppelten Tau «Gott und Unsterblichkeit», das Keller noch lose mit dem Festland christlicher Überlieferung verbunden habe. Aber es sei bereits dünn gescheuert gewesen.

«Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß, ich mußte ihn absetzen. Allein, ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist – kehrt die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing mich an den Gedanken des wahrhaftigen Todes zu gewöhnen. Ich kann dir versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechter Mensch wird ...» Das steht in einem Brief an den Freund Baumgartner aus der Heidelberger Zeit zu lesen.

«Ich werde tabula rasa machen», nimmt Keller sich vor. «Wie trivial scheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil ...»

Man kommt, beschäftigt man sich mit Gottfried Kellers Glauben, fortwährend in Verlegenheit, weil sich immer Widersprüchliches zeigt. Ich

glaube, der Fehler, den man macht, die Verlockung, der man ausgesetzt ist, beruhen darauf, daß man versucht, den Wandel der Weltanschauung und der religiösen Sicht als einen Ablauf in der Zeit, während der Dauer eines Lebens, chronologisch, als eine Entwicklung zu begreifen. Vielleicht wäre es richtiger, die beiden Tendenzen sich als eine Apparatur vorzustellen, zwei nebeneinanderstehende Glasröhren etwa, in denen der Pegel der Flüssigkeit, unabhängig voneinander, steigt und fällt, in einem Wettlauf miteinander. Conrad Ferdinand Meyer hatte sicherlich recht, als er schrieb: «Keller war kein einfacher Charakter, er war sehr zusammengesetzt.»

Der Dichter selbst hat diese «Zusammengesetztheit» in der Ausgabe der «Gesammelten Gedichte» *bewußt* zum Ausdruck gebracht. Den Entsagungsliedern in dieser Sammlung folgt unmittelbar das Lied «An das Vaterland», dessen letzter Vers lautet:

Werf ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
«Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein *irdisch* Vaterland.»

Allerdings wurde dieses Gedicht 1846 verfaßt, aber verleugnet hat Keller es im Jahre 1883, bei der Herausgabe der «Gesammelten Gedichte», nicht. Im selben Jahre, 1846, kämpfte Keller, noch im Gefolge Follens, gegen die Atheisten, die egoistischen Nihilisten, die «Ichel». Die Sonette sind bekannt; der Glaube an die Unsterblichkeit ist nach ihnen eine Notwendigkeit für den Künstler.

Sie ist so kurz die grüne Erdenzeit
Unendlich aber was den Geist bewegt!
's muß wenig sein, was ihr im Busen hegt
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid.

Zwischen diesen Versen und dem «*tabula rasa*», dem «Trugbild der Unsterblichkeit» liegen nur wenige Jahre. Mit Recht nennt deshalb Ermatinger die «Sammlung der Gedichte» ein Abbild von Kellers Persönlichkeit.

Jedenfalls aber, glaube ich, darf man sagen, die Feuerbachsche Lebensformel sei nicht die eigentliche Ursache für Kellers Sterblichkeitsglauben gewesen, sondern eher der Ausdruck für eine neben der Gläubigkeit parallel laufende frühe Auflehnung wider Gott.

Seiner ganzen Anlage nach, seinem Verhalten zu den Menschen, zu aller Kreatur, zu den Elementen, zu all dem, was wir familiär die Natur

nennen, schien Keller zum gläubigen Menschen geboren zu sein. Seine Wahrheitsliebe, seine Tapferkeit, sein Humor, sein Optimismus, seine Art, sich selbst zu beurteilen, seine Grenze zu bezeichnen, Herkunft, Umgebung, das nicht zu beschreibende Etwas im Verhalten des Menschen zu sich selbst, dem In-sich-selber-Ruhen, dem Sich-selbst-Verstehen verwandt, paßte zum Bild eines Menschen, der eine natürliche Religion mit auf die Welt bekommen hat. Es mochte für einen solchen Menschen vielleicht konfessionelle, theologische Fragen und Schwierigkeiten geben, aber im Grunde ruht er unbeirrt in der Gottesgewißheit. Bei fast allem, was ich von Keller lese, empfinde ich immer, Gott sei als eine Evidenz, über die gar nicht zu reden ist, vorausgesetzt, gegenwärtig. Wenn der Autor gegen «Pfaffen», «Pfäfflein», gegen routinemäßige theologische Rhetorik ausfällig wird, selbst dort, wo er den großen Pfarrer Bitzius als «Gotthelfli» bezeichnet, erscheint mit das als ein oberflächliches, im Zeitgeist begründetes Gepolter, fast als Mode und Nachahmung. Man hatte in den europäischen Ländern, besonders in den protestantischen, ein Jahrhundert hinter sich, wo man Gott nicht «trug», wo er nicht gesellschaftsfähig war, sondern eher so als ein pädagogisches Hilfsmittel für die Kindererziehung und als ein Beruhigungsmittel für ältere Leute und Sterbende verordnet wurde.

Bei Keller ging aber die Krise der Glaubenslosigkeit tiefer. Das war keine oberflächliche, nachlässige Haltung in Glaubenssachen. In den Gedichten klingt der Schmerz der Entsagung von einem göttlichen Weltbild bitter zwischen den Worten. Das ist mehr als autodidaktischer Dünkel, mehr als der voreilige Schluß eines halbgebildeten Freigeistes, eines «Aufgeklärten». Das ist die schwere, in schmerzlichem Ringen getroffene Entscheidung eines furchtlos der hoffnungslosen Wahrheit ins Gesicht blickenden Menschen.

Wie früh und intensiv der Glaubenskampf in Gottfried Keller einsetzte, welchen Rang das Religiöse im Weltbild des Knaben einnahm, offenbaren die ersten Kapitel des «Grünen Heinrich». Schon die Titel drücken es aus. «Kindheit – erste Theologie – Schulbänklein», «Lob Gottes und der Mutter – vom Beten», «Weiteres vom lieben Gott». Man liest die Seiten unter diesen Überschriften mit der Überzeugung, der Autor habe uns darauf vorbereiten wollen, es müsse aus allen diesen Begegnungen, den Zweifeln, dem Trotz und der Auflehnung, den heimlichen Tränen, den Gesprächen mit Gott, den sektiererischen und abergläubischen Begebenheiten in Frau Margareths Gewölbe schließlich ein normales Verhältnis zu Gott hervorgehen. «Aus diesem Gebete hatte sich eine Ahnung in mir

niedergeschlagen, daß Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen ließe», schrieb er. Von seiner Mutter sagte er: «Meine Mutter war eines einfachen natürlichen Gemütes und nichts weniger, was man eine warm andächtige Frau nennt, sondern schlechthin gottesfürchtig. Ihr Gott war nicht der Befriediger und Erfüller einer Menge dunkler und drangvoller Herzensbedürfnisse, sondern klar und einfach der vorsorgende und erhaltende Vater, die Vorsehung. Ihr gewöhnliches Wort war: ‚Wer Gott vergißt, den vergißt er auch‘, von der inbrünstigen Gottesliebe dagegen hörte ich sie nie reden.»

Die herausgegriffenen Sätze, denen man unzählige andere beifügen könnte, weisen doch darauf hin, daß der junge Heinrich auf gutem Wege war. Es gibt natürlich auch zu denken, daß der Autor mit solcher Sorgfalt seine damaligen, etwa zwei Jahrzehnte vor der Niederschrift liegenden Empfindungen zu analysieren versuchte. War vielleicht eine Art Rechtfertigung geplant?

Die erste entscheidende Knickung in dem einigermaßen normal verlaufenden und wenigstens für einige Zeit vorgezeichnet scheinenden Lebensweg Kellers erfolgte in seinem fünfzehnten Altersjahr, genau am 18. Juli 1834. An diesem Tage wurde der Industrieschüler auf Antrag des Herrn Prorektors Meyer aus der Schule gewiesen. Die Umstände, wie es zu dieser Maßnahme kam, haben sowohl der Dichter selbst als auch seine Biographen Baechtold und Ermatinger genau dargelegt. Anlaß und Auslösung war einer jener zu jeder Zeit und an jeder Schule vorkommenden Bubenstreiche. Daß sich das Gewitter über dem Haupte Gottfrieds sammelte und daß er als Sündenbock in die Wüste geschickt wurde, fällt zu Lasten eines geistlichen Herren: Johann Ludwig Meyer, Leutpriester am Großmünster, Religionslehrer und in nebenamtlicher Art auch Lehrer der Zoologie. Zwischen dem über fünfzig Jahre alten Theologen und dem Schüler Keller muß eine tiefgreifende Antipathie bestanden haben. Die Wirkung dieser Ausweisung aus der Schule auf das seelische und geistige Leben des Dichters ist unabsehbar. «... denn ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausschließen, heißt nichts anderes, als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben köpfen», schreibt er am Schluß des sechzehnten Kapitels des «Grünen Heinrich». Man hört geradezu das Herz des Dichters vor Empörung über diese Ungerechtigkeit pochen, wenn er endet: «Der Staat hat nicht darnach zu fragen, ob die Bedingungen zu einer weiteren Privatausbildung vorhanden seien ... er hat sich nur an seine Pflicht zu erinnern, die Erziehung jedes seiner Kinder zu überwachen und weiter zu führen.» Die Lehrerschaft habe, heißt es am

Anfang dieses Kapitels, das diese Schicksalswende beschreibt, aus unbeschäftigten Theologen der Landeskirche bestanden, die aus Liebhaberei und Bedürfnis alle möglichen Lehrfächer zu übernehmen gewohnt waren. Was bleibt: ein Geistlicher, ein Priester der christlichen Kirche hatte des jungen Mannes Entwicklung, sein geistiges Leben «geköpft».

Niemand wird entscheiden können, ob dieser brutale und ungerechte Akt, um nicht zu sagen Racheakt, nicht gerade für die *künstlerische* Entwicklung Kellers von großem Segen gewesen sei. Daß er aber auf der Ebene des menschlichen Schicksals Keller zu einem Ressentiment, zu einer antikirchlichen Einstellung führte, das scheint naheliegend. Abneigung, Übelwollen, Ranküne gegen einen Vertreter der Kirche übertragen sich nur zu leicht auf die Kirche selbst. Es braucht dann nur noch des Dammbrochs durch die Philosophie von der Art eines Ludwig Feuerbach, wie er vierzehn Jahre später in Heidelberg erfolgte, und die antikirchliche, unkirchliche Einstellung verwandelt sich zu einer nichtchristlichen, zu einer materialistischen Weltanschauung: Ermatingers «Dopeltau Gott und Unsterblichkeit» waren durchgeschauert.

Die konfessionellen Streite, die Verfolgung und das Verbot des Jesuitenordens, die Freischarenzüge, an denen der junge Keller teilnahm, der Sonderbundskrieg, das Engagement des angehenden Dichters in dieser religiös-politischen Konfliktsituation muß man mit in die Liste der Begründungen stellen, wenn man des Dichters antikirchliche Haltung verstehen will. Unsere Generation hat es vor Augen gehabt und erlebt, wie leicht die Intoleranz, die Ablehnung, die Verfolgung einer andern Konfession zu einer Abwertung und Verminderung, Verneinung der eigenen Religion, ja jeden Gottesglaubens führen kann. Gott ist unteilbar. Das ist sein Wesen.

Im «Verlorenen Lachen» sagt die Großmutter zu Jukundus: «Nun, Herr Philosoph, ich glaube immer, du hast doch ein klein wenig Gottesfurcht!» Und dieser gibt eine Antwort, die vielleicht als Kellers persönliches Bekenntnis gelten kann:

«Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin. Ich glaube nicht verlangen zu können, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hie und da schlimmer ablaufen könne, und hoffe, daß es sich dann noch zum Besseren wenden werde.»

Wenn der Dichter in seinem Werke sich mit Geistlichen auseinandersetzt, sei es mit dem Kaplan im «Grünen Heinrich», dem «Pfarrer von Schwanau» im «Verlorenen Lachen», oder mit dem Pfarrer im «Martin

Salander», so äußert er manchmal Dinge, die wie Selbstvorwürfe klingen. Man erinnert sich an C.F. Meyers Brief an Felix Bovet: «Dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Marone il y a du C.F. Meyer.» Unbedenklich darf man dies auf Keller anwenden. Läßt er einen Geistlichen einen Epikureer sein, den andern einen Spekulant, den dritten einen auf sein Wort Eitlen, keinen Widerspruch Duldenden, so ist damit der Vorwurf des Ungeistes ausgedrückt, des Hängens an den Gütern und Ehren dieser Welt. Aber diese Art des Materialismus ist schließlich nur eine Facette jenes weltanschaulichen Materialismus, der mit Gott und der Unsterblichkeit der Seele aufgeräumt hat. Auch im Pfarrer von Schwanau ist etwas von Keller: «Heute ist mir das Äußerste widerfahren, ich bin von einem Sterbebette hinweggewiesen worden. Eine zähe Greisin ringt seit vielen Stunden mit dem Tode, welche eigensinnig alle Kinder wiederzusehen hoffte, besonders ihren im Elend gestorbenen ältesten Sohn. Ich komme hin, voll Sorgen und zerstreut, und halte, indem ich mich anschicke meine selbstverfaßten, wie Sie wissen etwas pantheistisch klingenden Sterbegebete zu verrichten, auf ihre an mich gerichteten Fragen nach der Gewißheit des ewigen Lebens haltlose unsichere Reden, so daß die Sterbende mir den Rücken kehrt ... und die Umstehenden mich leise ersuchen, meine seelsorgerische Funktion hier einzustellen ...» Es scheint mir ein echt Kellerscher Zug, daß dieser im Grunde ungläubige Pfarrer es nicht fertigbrachte, das Sterben der Armen durch eine Lüge zu erleichtern.

Es macht den Eindruck, seit dem «Verlorenen Lachen» habe sich das Skelett des Unglaubens, das vielleicht im Ressentiment gegen den Leutpriester seinen Ursprung nahm und sein ganzes Weltbild stützte, noch verhärtet und versteift. Gleichzeitig aber verlor es seine Elastizität und wurde brüchiger.

In den «Materialien» zu «Martin Salander» findet sich eine Notiz: «Alternder Mann, der unter der Menge geht und seine Lieder bereut etc. Beispiel von ernster Ethik der Nichtkirchlichen.» Dieser seine Lieder bereuende Mann findet sich nicht im Personenregister des Salander-Romans. Damit ist der Künstler aus der Welt Münsterburgs ausgemerzt. Es kommt aber im «Martin Salander» noch etwas anderes nicht vor: Gott. Das Werk ist nicht atheistisch. Aber es ist kirchenfeindlich. Mit der ironisierenden Darstellung des Pfarrers an der großen, demokratischen, volksfestartigen Hochzeit der Zwillinge Weidelich mit Salanders Töchtern gerät die Ablehnung oder Ignorierung der christlichen Kirche, auch wenn sie nicht bekämpft wird, doch sehr nahe an den eigentlichen Unglauben

heran. Keller sagt, es sei ihm nur wohl in einer Welt, wo es *logisch* zugeht. Das sagt er, der Dichter, der nur zu gut weiß, daß Magie, Mystik, alles Irrationale von keinem dichterischen Werk zu scheiden sind. Aber die Schönheit, die Poesie haben mit Gott nichts zu tun. Allerdings ist das Vaterland nicht ohne Gott. Es nimmt manchmal recht eigentlich die Stellung Gottes ein; er stellt sich in der sittlichen Kraft, der Ethik und der Vernunft des sich selbst regierenden Volkes dar. Der Mensch, der zwiespältige, sündige, aber doch das Anständige wollende, das Unanständige verneinende Mensch ist das Maß aller Dinge. Die menschliche Gemeinschaft, die Kollektivität bringt aus ihrer Anonymität eine Ordnung hervor, die wirkt, die Wirklichkeit, die gilt, der sich alle unterziehen. Keller war unzweifelhaft ein Vorläufer im Wissen vom kollektiven Unbewußten C. G. Jungs.

Auf Karl Stauffers genialer Radierung vom Jahre 1887 blickt Gottfried Keller gleichsam auf seine von ihm im «Martin Salander» dargestellte, geschaffene Welt hinab, in der der Mensch das Maß aller Dinge ist. Er fürchtet aber, daß sie, wie er selbst sagte, «trivial», «langweilig», «ohne Poesie» sei. Sie krankte am Zeitgeist, am Materialismus. Man konnte diese Krankheit nicht durch die Materie heilen. «Ich muß den Rank immer noch finden, um aus dem Staub der Landstraße herauszukommen», hatte er an J. V. Widmann geschrieben.

Hier zeigt sich, so wie ich es sehe, Kellers wahrhafte Tragödie: in der aufdämmernden Erkenntnis, daß man Gott aus dem Dasein des Menschen nicht wegbringt, indem man ihm den Bart wegnimmt, indem man ihm das menschliche Bild verweigert. Dem alten Dichter mußte es sich aufdrängen, daß der Mensch in einer Welt ohne Gott wohl sehr weit kommen, sehr groß, sehr wissend werden kann. Er kennt keine andere Größe als die seinige, menschliche. Der Mensch ist das Maß aller seiner Dinge. Er kann diese oberste Marke vielleicht erreichen, aber dann steht er am Ende. Er kann nicht über sich selbst hinauswachsen wie der an Höheres, an Gott glaubende oder auch nur um Gott ringende Mensch.

Rang Keller nicht mehr um Gott? Glaubte er diese Frage ein für allemal erledigt? Hatte das stolz-wehmütige Auf-sich-selbst-Gestelltsein noch Gültigkeit?

Wie der Pfarrer von Schwanau sollte der mit ahnungsvollen Augen vor sich hinblickende Dichter bald selbst an einem Schmerzenslager stehen. 1888 versandte er die Traueranzeige, daß «Sonabends 6. Oktober, nachmittags 3¹/₂ Uhr nach längerer Krankheit und zuletzt schwerem Leiden» seine liebe Schwester Regula Keller im 67. Alterjahre verschieden sei. «Zu

ihrer wohlverdienten Ruhe eingehend, wurde sie heute dem Grabe übergeben.»

Adolf Exner fügte seinem Kondolenzschreiben den Satz bei: «Ihre Traueranzeige ist sehr *schön* gemacht, ohne Kirchenduft, doch ganz in der Stimmung.»

Ich zweifle daran, ob diese ästhetisierende Bemerkung des Wiener Rechtslehrers den Dichter noch ansprach. Mit einem «Nun in Gottes Namen» hatte er sich vom Grabe der Schwester auf dem Friedhof Rehalp hinwegbegeben.

Keller sprach der Kirche für seine Person die vermittelnde und lehrende Mission ab, aber er bekämpfte das Christentum nie. Ob eine klare eindeutige Gottesgläubigkeit Keller möglich gewesen wäre, ob nicht gerade der religiöse Urkonflikt seinem Werke jene Grundtrauer verliehen hat, die allem, was er schuf, die «süße» Stimme gab, die Meyer erwähnte, wage ich nicht zu beantworten. Aber ich bin davon überzeugt, daß in diesem Widerstreit, in diesem Unerlösten die schmerzlichsten Stunden der ihm noch verbleibenden zwei Lebensjahre begründet sind.

Keller muß es gefühlt haben – die erwähnte Stelle im «Verlorenen Lachen» deutet es an –, daß angesichts des Todes ein vager rhetorischer Pantheismus nicht ausreichte, um in der vom Unfaßbaren überfluteten Seele einen Ort der Geborgenheit zu schaffen.

Ich denke, man rätselt zuviel um das Sterben großer Männer herum. In jener Stunde sind wir alle gleich. Gottfried Keller machte keine Ausnahme. Er ging seinem Ende entgegen wie alle Menschen seiner Traumstädte Seldwyla und Münsterburg, der Heimatstadt Zürich – unauffällig, unheroisch, auf herkömmliche Weise, gut bürgerlich möchte ich sagen.

Dennoch erfaßt einen, überblickt man die zwei letzten Jahre, betrachtet man das Gesicht in der Staufferschen Ölskizze, blättert man in den Erinnerungen Conrad Ferdinand Meyers, Adolf Freys, Jakob Baechtolds, eine tiefe, angstvolle Ergriffenheit. Denn trotz des äußeren Anscheins war Keller nicht ein Mensch wie wir alle. Das Geniale, Außerordentliche mußte im Vorgang des Sterbens noch wirken, gestaltend wirken. Groß oder klein, bedeutend oder anonym – es ist keinem Menschen verwehrt zu glauben, er könne ohne Gott leben. Ich denke aber, es sind die großen Menschen vor allem, die spüren, daß sie nicht ohne Gott sterben können.

Bei Gottfried Keller gibt es dafür einige gesicherte Indizien.

Den Ehrungen und Festlichkeiten, die dem Dichter 1889 zu seinem siebenzigsten Geburtstag zgedacht waren, ging er aus dem Wege. Der landweit Gefeierte flüchtete nach Seelisberg; die Freunde Böcklin und

Weber fanden einen mißmutigen, müden alten Mann, einsam, mit dem leeren, nach innen gewendeten Blick des Staufferschen Bildes.

Conrad Ferdinand Meyers Geburtstagsschreiben endete mit den Worten: «Also Gott befohlen, Herr Gottfried.» Darum ging es wörtlich: um die Gottbefohlenheit, um den Frieden mit Gott.

Anfang 1890 wurde Keller bettlägerig, einer Influenza wegen. Am 11. Januar diktierte er dem Notar von Zürich sein Testament. Aber die Pferde, die «das bestellte Fuhrwerk ziehen sollten», von dem Gebrauch zu machen Keller nicht mehr lange werde vermeiden können, wie er an seinen Verehrer Schott schrieb, sollten noch einige Malter Hafer fressen, bis es so weit war.

In den «Erinnerungen» hat Conrad Ferdinand Meyer den letzten Besuch, den er im Frühjahr 1890 dem bettlägerigen Dichter abstattete, schlicht und ergreifend geschildert. «Stunden vergingen und es wurde Zeit zu scheiden ...» Während dieses letzten Zusammenseins der beiden Zürcher Dichter habe Keller bemerkt: «Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch stehen so *schöne* Sachen darin, gerade in der ‚Apostelgeschichte‘ ...» Selbst jetzt noch steht dem Künstler das «Schöne» an erster Stelle, das Ästhetische; aber ich denke, man darf vermuten, daß für Keller in diesem «Schönen» auch das «Wahre» und «Gute» mit eingeschlossen waren.

Am 4. Mai kam vom Bethanienheim am Zeltweg die Diakonissin Schwester Lisette Graf herüber, um der Magd Pauline in der Pflege beizustehen. Mit des getreuen Böcklins Hilfe sägte sie die Füße des Krankenbettes ab. Jetzt habe er in seinem Alter auch noch eine Wiege, scherzte Keller.

Noch eine letzte bedeutsame Gebärde stand dem sterbenden Dichter bevor.

Als der Prediger Spörri von der Methodistengemeinde die Schwester Lisette Graf besuchte, wünschte Keller, er solle hereinkommen. Spörri redete freundlich, doch ohne religiöse Absicht mit dem Kranken. Beim Gehen fragte er, ob er ein Gebet sprechen dürfe. Keller bejahte und horchte zu.

Am 24. Juni löste die Schwester Marie Wagner Lisette ab. Als «die weiße Haube», wie sie der Dichter nannte, in der Bibel las, bat Keller: «Lesen Sie laut, es ist auch gut für mich.» Dann ereignete sich das Letzte. Gottfried Keller gebot, daß die Schwester Marie laut das «Vater unser» bete.

«Darin ist alles enthalten, was ein Christ zum Leben und zum Sterben nötig hat», sagte er.

Mit diesen Worten hatte sich die Gottbefohlenheit, die Heimkehr des Geistes vollzogen.

Jene des Leibes erfolgte am 15. Juli 1890, nachmittags drei Uhr fünf- undvierzig Minuten.

Vierunddreißigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1965

Die Herausgeber der historisch-kritischen Ausgabe von Conrad Ferdinand Meyers sämtlichen Werken haben ihre Arbeit im Berichtsjahr fortgesetzt. Professor Alfred Zäch kommentierte die Novelle «Angela Borgia», die einen Band für sich beansprucht; Professor Hans Zeller erstellte das Manuskript zum zweiten Kommentarband der Gedichtausgabe. Leider war es der Druckerei nicht möglich, im Jahr 1965 einen dieser Bände herauszubringen.

Am Sonntag, den 24. Oktober, fand im Zürcher Rathaus das Herbstbott statt. Kurt Gugenheim sprach in einem besonders gut besuchten Vortrag über «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers». Ein Quartett brachte zwei Sätze aus dem Streichquartett in D-dur von Othmar Schoeck zu Gehör.

Der Mitgliederbestand betrug am Ende des Berichtsjahrs 266, gegenüber 270 am Ende des Vorjahrs.

Der Vorstand der Gesellschaft setzte sich wie folgt zusammen:

alt Ständerat Dr. Ernst Vaterlaus (Präsident)

Felix W. Schultheß, Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt (Quästor)

Dr. Hanno Helbling (Aktuar)

Stadtpräsident Dr. Emil Landolt

Dr. Paul Scherrer, Direktor der Zentralbibliothek

Prof. Dr. Alfred Zäch

Dr. Verena Bodmer-Geßner

Die Betriebsrechnung 1965 zeigt folgendes Bild:

Einnahmen	Fr. 6 552.88
Saldo vom Vorjahr	Fr. 4 749.40
	Fr. 11 302.28
Ausgaben	Fr. 6 516.25
Aktivsaldo	Fr. 4 786.03

Von Kanton und Stadt Zürich wurden der Gesellschaft für das Jahr 1965 wiederum Beiträge von je Fr. 400.- zugesprochen. Den Spendern sei der beste Dank auch an dieser Stelle bezeugt.

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempfer, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlaß»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»